

Bücherwelt

Autor(en): **Kästli, Tobias / Kerr, Katharina / Gretler, Simone**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Rote Revue : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur**

Band (Jahr): **75 (1997)**

Heft 1

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Direkte Demokratie nicht kompatibel mit EU?

Markus Kutter: Doch dann regiert das Volk. Ein Schweizer Beitrag zur Theorie der direkten Demokratie. Ammann Verlag, Zürich 1996. 223 Seiten, Fr. 34.–.

Das Volk ist souverän. Dieser Grundsatz ist uns zur Selbstverständlichkeit geworden: er konstituiert die Demokratie. Aber im Gegensatz zur antiken athenischen Demokratie stellt sich die Volkssouveränität im modernen Staat nicht durch die Vollversammlung der freien BürgerInnen dar. Es gibt zwar noch Überbleibsel wie die Landsgemeinden in Appenzell oder in Obwalden, aber anderswo ist das souveräne Volk zu zahlreich, als dass es sich auf einem öffentlichen Platz versammeln könnte. Deshalb wurde in der Zeit der Französischen Revolution das System der Repräsentation erfunden: Das souveräne Volk wählt die kleine Zahl derjenigen, die den Willen des Volkes repräsentieren sollen. Aber ist es überhaupt möglich, dass jemand den Willen von jemand anderem repräsentiert?

Kutter widmet ein Kapitel seines interessanten und vielschichtigen Buches dem Thema der repräsentativen Demokratie. Ihre Problematik macht er deutlich am Beispiel des französischen Parlaments und der eidgenössischen Tagsatzung im Jahr 1819. Er zitiert aus den «Lettres sur la Suisse» des Pariser Archäologe Désiré Raoul-Rochette, der das französische Publikum über die politischen Zustände in der Schweiz der Restaurationszeit aufklärte und sich über die Tagsatzungsdelegierten lustig machte, die von ihren Kantonsregierungen Instruktionen zu den fälligen Abstimmungen erhielten. Man habe

in der Schweiz das Prinzip der Repräsentation noch nicht begriffen, fand Raoul-Rochette. Seinem Briefempfänger schrieb er: «Sie können selbst ermessen, wieviel besser in Frankreich der tatsächliche Wille der Bürger durch unsere grossartigen Redner vertreten wird, weil jeder Einschränkung entzogene unabhängige Geister und von jeder Behinderung befreite Beredsamkeiten sich in die Höhe schwingen und alle Gegenstände umfassen.»

Das französische Parlament und die eidgenössische Tagsatzung sind beide repräsentative Gremien, und doch sind sie einander diametral entgegengesetzt. Kutter charakterisiert den Unterschied so: «Repräsentative Demokratie in Frankreich als Redeschlacht der Anwälte und Schöngelster, die sich geradezu beliebig auf Volksmeinungen berufen und in deren Namen ausrufen dürfen; die Repräsentation der Kantone in der Tagsatzung nach 1815 dagegen ein mühseliges Ausmarchen zwischen zum voraus definierten kantonalen Interessen, von denen abzuweichen in keines Repräsentanten Belieben gestellt ist.» Das Dilemma der repräsentativen Demokratie ist offensichtlich: Entweder ist die Repräsentation ein demokratischer Etikettenschwindel und die Repräsentanten entscheiden nach eigenem Gutdünken, oder das Repräsentationsgremium ist schwerfällig bis handlungsunfähig.

Es gibt aber einen Ausweg aus dem Dilemma, meint Kutter, und das ist die halb-direkte Demokratie nach Schweizer Muster, in der repräsentative und direktdemokratische Elemente miteinander kombiniert werden. Diese Kombination ist übrigens nicht in der Schweiz erfunden worden, sondern in Frankreich: Alfred Kölz, der

Zürcher Staatsrechtler, hat in seiner «Neueren Schweizerischen Verfassungsgeschichte» (1992) darauf aufmerksam gemacht, dass schon im girondistischen Verfassungsentwurf von 1793, der die Handschrift Condorcets trägt, eine Rückbindung der gesetzgeberischen Tätigkeit an das Volk vorgesehen war. In den schweizerischen Kantonen wurde diese Idee nach 1830 aufgenommen und diskutiert, zuerst unter dem Begriff des Volksvetos, dann des Referendums. Nach und nach wurde das Referendum in den Kantonen, später auch im Bund verwirklicht. Kutter weiss die Vorzüge der direkten oder halbdirekten Demokratie plausibel zu erläutern. Dabei bezieht er sich in erster Linie auf die Schweiz, wo die Volksrechte im 19. Jahrhundert entwickelt wurden. In einem besonderen Kapitel zeigt er, dass es direkte Demokratie auch anderswo gibt, nämlich im amerikanischen Staat Kalifornien oder neuerdings im Freistaat Bayern, wo von der Verfassung her schon lange direktdemokratische Mittel vorgesehen waren; sie wurden aber erst dank einer BürgerInneninitiative und einer Abstimmung im Jahr 1995 praktisch wirksam. Am Schluss kommt Kutter auf die EU zu sprechen. Der Mangel an Demokratie innerhalb dieser Organisation sei bekannt, und deshalb sei in Brüssel das Prinzip der Subsidiarität (Hilfeleistung) zum politischen Schlagwort geworden. Unter Subsidiarität versteht Kutter folgendes: Die übergeordnete Instanz leistet finanzielle Hilfe an Projekte, die von untergeordneten Trägerschaften ausgehen mit dem Ziel, die regionalen Strukturen zu fördern. Kutter zeigt, dass nach EU-Verständnis Subsidiarität etwas anderes bedeutet, nämlich eine finanzielle Hilfeleistung, die nicht von unten gefordert, sondern von oben verordnet wird. Die Strukturen der EU sind gar nicht so beschaffen, dass von unten her gefordert werden könnte. Deshalb ist die EU-Subsidiarität kein Beitrag zu Demokratie und Föderalismus. Die EU also immer noch zentralistisch und

expertokratisch: die Schweiz dagegen direktdemokratisch. Wie verträgt sich das? Gar nicht, meint Kutter und stützt sich dabei auf Stephan Körkemeyers wichtige Untersuchung über «Direkte Demokratie und Europäische Integration» (1995). Wenn die Schweiz Mitglied der EU werden will, muss sie EU-Recht übernehmen. Nach dem Buchstaben unserer Bundesverfassung hat das Volk aber über dieses EU-Rechtspaket abzustimmen. Sicher enthält es Teile, die gewissen Leuten missfallen, und auch wenn nur kleine Gruppierungen zu einzelnen Sachbereichen Opposition machen, etwa die Bauern zum Landwirtschaftsrecht, die Transporteure zum Transportrecht usw., so wird sich diese Oppositionsgruppen schnell zu einer ablehnenden Mehrheit summieren. Kutter kommt zum Schluss, ein EU-Beitritt der Schweiz unter Wahrung aller direktdemokratischen Regeln sei praktisch unmöglich. Deshalb gebe es nur zwei Optionen: «Die Schweiz beginnt ihr System der Volksrechte zu überdenken und zu revidieren. Oder die Staaten der Europäischen Union entdecken, dass sich auch ein so grosser und verschiedenartiger Kontinent wie Europa mit Volksrechten gestalten lässt.»

Ist das Buch ein Beitrag zur Theorie der direkten Demokratie? Kutter weiss selbst, dass er diesem Anspruch nicht gerecht werden kann. Er ist kein professioneller Politologe, sondern pensionierter Werbefachmann, der sein einstiges Studienfach zum Hobby gemacht und schon mehrere Bücher zu geschichtlichen Themen geschrieben hat. Seine Schriften sind allesamt originell und anregend; er ist ein guter Vermittler, kann komplizierte Sachverhalte, die in der wissenschaftlichen Literatur oft kaum verständlich sind, auf einfache Art erklären. So leistet er in diesem Buch einen beachtlichen Beitrag nicht zur Theorie, aber zum Verständnis der Praxis der direkten Demokratie. Trotz gewisser Zweifel an seiner Rousseau-Interpretation und an gewissen Analogieschlüs-

sen, die er bei seinem kühnen Hin- und Herhüpfen zwischen Geschichte und Gegenwart wie nebenbei in den Text einstreut, kann ich das Buch wärmstens zur Lektüre empfehlen, weil es geeignet ist, die

Demokratiefrage aus der langweiligen Abgestandenheit des Dogmas herauszulösen und zu einer sehr aktuellen und spannenden Frage zu machen.

Tobias Kästli

Schweizer Standardwerke zu New Public Management

Peter Hablützel, Theo Haldemann, Kuno Schedler, Karl Schwaar (Hg.): Umbruch in Politik und Verwaltung. Ansichten und Erfahrungen zum New Public Management in der Schweiz. Verlag Paul Haupt, Bern 1995. 518 Seiten, Fr. 78.–.

Kuno Schedler: Ansätze zu einer wirkungsorientierten Verwaltungsführung. Von der Idee des New Public Managements zum konkreten Gestaltungsmodell. Verlag Paul Haupt, Bern 1995. 295 Seiten, Fr. 68.–.

Wer sich in die Ziele und Methoden des New Public Management (NPM) und in seine Geschichte und Verbreitung in der Schweiz einlesen will, kommt am Sammelwerk der vier Herausgeber Hablützel, Haldemann, Schedler und Schwaar nicht herum. Drei Autorinnen und 28 Autoren aus Verwaltung, Forschung, Politik, Gewerkschaften und Wirtschaft beschreiben und formulieren aus ihren Tätigkeitsfeldern heraus Methoden und Modelle des NPM, seine Geschichte und seine Position in der Geschichte der Verwaltung, Spezialfragen wie den Zusammenhang zwischen NPM und Föderalismus oder Finanzausgleich, Fragen des Beamtenrechts und der Auswirkungen auf das Personal, kritische Positionen aus der Sicht der Politikanalyse. Die Qualität des Werks liegt in seiner weiten Perspektive: Es finden sich darin sowohl Beschreibungen aller (bis 1995 deponierten) Schweizer NPM-Modelle –

seither sind allerdings noch viele dazugekommen – wie ein sehr weites Spektrum von Ansichten. Vertreten sind sowohl die St. Galler wie die Basler und die Walliser (Hofmeister, EMD) Schule, Dozenten von den Hochschulen Genf, Lausanne (ID-HEAP), Zürich und Berlin (FHTW). Die vorgestellten ökonomischen und politischen Positionen entsprechen der breiten Basis des schweizerischen Diskurses. Obwohl die Herausgeber ganz klare Befürworter des immerhin auch breiter und pointierter Kritik ausgesetzten NPM sind, haben sie sich in der Auswahl der AutorInnen, unter denen sich die wichtigsten Namen aus den verschiedenen Bereichen finden, grösster Redlichkeit und Offenheit beflissen. Der Erfolg des Werks, das bereits in seiner dritten Auflage steht, gibt ihnen mit ihrer Auswahl recht.

Kuno Schedler, Nachfolger von Ernst Buschor an der Hochschule St. Gallen, stellt in seinem normativen und technischen Werk, das wie der Sammelband ebenfalls Standardcharakter für die Schweiz hat, die Entwicklung, verwandte Ansätze und Ausprägung der NPM-Modelle vor. Besonderes Augenmerk legt Schedler auf die sorgfältige Darstellung der Strukturen des NPM, auf die Steuerungselemente, die Wirkungsprüfung, den Wettbewerb, die Querschnittsfunktionen (die traditionellen Verwaltungseinheiten: Personal, Finanzverwaltung etc.) und auf Einführungsstrategien. In dieser Arbeit Schedlers findet sich noch das (unter anderem von

Buschor übernommene) alarmierende Wort vom «Mangel an betriebswirtschaftlichem Führungsverständnis als Folge einer Überbetonung des Rechts im Verwaltungsalltag», das schon in Schedlers Aufsatz im oben erwähnten Sammelband nicht mehr zu finden ist. Diese Aussage hat seither mehrere (wohl eher unkritische) Projektverfasser von Schweizer NPM-Mo-

dellen zu einer sehr lässlichen Haltung gegenüber der Bedeutung der Rechtsstaatlichkeit verführt. Mit dem nötigen kritischen Verstand gelesen, bietet das Werk einen guten und einfachen Einstieg in die politischen und betriebswirtschaftlichen Dimensionen des NPM.

Katharina Kerr

Leidenschaftliche Selbstverschwendung

Lisa Schmuckli: Differenzen und Dissonanzen. Zugänge zu feministischen Erkenntnistheorien in der Postmoderne, Taunus 1996, 456 Seiten, Fr. 41.–.

«Wie du sagst wir können keine Zeit verschwenden, nur uns selbst» schreibt Audre Lorde. Lisa Schmuckli setzt dieses Gedicht an den Schluss eines Kapitels über das Leben und Wirken von Sabina Spielrein, der Psychoanalytikerin der ersten Stunde, die ihre Leidenschaft nicht domestizieren wollte. Diese Passage ist typisch für das vorliegende Buch: immer wieder stellt Lisa Schmuckli Vertreterinnen von Wissenschaft und Kunst, Erkenntnisse aus der Philosophie, Psychoanalyse und Ästhetik in originäre Zusammenhänge und vermittelt so neue Einsichten und Verbindungen zwischen schon bekannten Einzelteilen.

Der Titel des Buches, «Differenzen und Dissonanzen», tönt es schon an: es geht der Autorin vor allem um Halbtöne und Zwischenfarben. Das Buch hat drei grosse Kapitel, «von der Kritik zur Konstruktion», «vom Kopf zum Körper» und «von feministischen Theorien und alltäglicher Praxis».

Feministische Erkenntnistheorien setzen sich, wie Lisa Schmuckli anschaulich vorführt, mit einem gleichbleibenden Dilemma auseinander: was sich als Vernunft in der Wissenschaft durchgesetzt hat, konnte

von Männern nur in Abgrenzung zu Frauen konstituiert werden. Es zeigt sich, dass die Geschichte der Wissenschaft trotz ihrem universalen Anspruch nur bestehen kann in Ausblendung anderer Wissenssysteme (als das christlich-abendländische), anderer Lebenszusammenhänge (als dem von Intellektuellen «kopfarbeitenden») und des anderen Geschlechts, dem der Frauen. Dies allein nun ist sicher nicht neu, erfährt aber in «Differenzen und Dissonanzen» eine grundsätzliche Neubearbeitung.

Besonders anschaulich kommt dies im «Zwischenspiel» über die eingangs erwähnte Sabina Spielrein zum Tragen, meiner persönlichen Lieblingspassage dieses Buches. Es ist kaum zu glauben, in welchem Mass sowohl die private wie auch die berufliche Laufbahn dieser spannenden Frau exemplarisch für (wissenschaftlich tätige) Frauen gelesen werden kann. Ihr Tod wirkt symbolträchtig und deshalb umso beklemmender (1941 wird Sabina Spielrein zusammen mit ihren beiden Töchtern in der Synagoge von Nazis erschossen, nachdem sie mit vielen anderen zusammen durch die Strasse getrieben worden ist.)

Zum Lebenslauf von Sabina Spielrein: 1904 kommt die knapp Zwanzigjährige aus ihrer russischen Heimat nach Zürich um – wie manche andere – Medizin zu studieren. Bekanntlich war damals Zürich

der einzige Ort im deutschsprachigen Raum, an welchem Frauen zum Studienabschluss zugelassen waren. Allerdings bewilligten Sabina Spielreins Eltern die Berufswünsche ihrer Tochter nur unter der Bedingung, dass sie sich vorgängig psychiatrisch behandeln lasse, da sie «hysterieverdächtige Symptome» zeigte. Sabina Spielrein gelangte so in die psychiatrische Klinik Burghölzli und in die pflegenden Hände Carl Gustav Jungs, damals Kronprinz von Sigmund Freud. Die leidenschaftliche Liebesbeziehung zwischen dem aufstrebenden Arzt und seiner Patientin bleibt geheim und wird später von ihm abrupt beendet. Der für einen Psychoanalytiker unverzeihbare «Übergriff auf der Couch» wird aber für die Beziehung zwischen Jung und seinem väterlichen Mentor Freud instrumentalisiert: Jung sucht Rat bei Freud, und der erteilt ihm Absolution. Sabina Spielrein bleibt aus diesem «Deal» natürlich ausgeschlossen. Sowohl ihre Liebesgefühle als auch ihre intellektuellen Leistungen – sie entwickelt ihr eigenen Beiträge zur Psychoanalyse – werden dabei geopfert. Spielreins Theorien inspirieren Freud und Jung, welche Elemente in ihren eigenen Arbeiten zurückbehalten – die Spuren werden jedoch verwischt. Allerdings wird auch sie von Freud insofern rehabilitiert, als er sie später in seinen erlesenen Wiener Kreis aufnimmt und ihr zubilligt, nicht zu jenen «Frauen von elementarer Leidenschaftlichkeit» zu gehören, sprich: denken zu können. So einfach ist es also: entweder ist eine Frau leidenschaftlich, *oder* sie kann denken.

Tröstend ist es da, aus heutiger feministischer psychoanalytischer Sicht zu lesen. Freuds Theorie der Sexualität solle als «eine leidenschaftliche Fiktion» gelesen werden, habe also mehr mit seinen Gedanken zu Frausein, Weiblichkeit und weiblichem Begehren zu tun als mit realen Frauen. Und diese Erfahrung gilt natürlich für jede wissenschaftliche Theorie.

Trotzdem stellt die im Buch von Lis Schuckli eingehend behandelte Psychoanalyse ein Gebiet dar, in welchem Androzentrismus besonders unter die Haut geht weil das Erkenntnisinteresse das Innerste des Menschen, sein Wesen, seine Sexualität sind. Die gängige Erkenntnis von Frauentheoretisch nicht nur von Frauen, aber ihre Notwendigkeit dazu, ihr Leidensdruck ist offensichtlich grösser – die gängige Erkenntnis also, dass jede wissenschaftliche Erkenntnis, und sei sie auch noch so bahnbrechend und revolutionär wie die Psychoanalyse, so dass frau sie am liebsten bedingungslos in die Arme schliessen und gutheissen würde, dass gerade auch solche Erkenntnis gleichsam androzentrisch versucht ist, springt bei diesem Abschnitt des Buches besonders ins Auge. Nicht einfach und schmerzfrei ist der Umgang mit diesem Wissen: andererseits ist Wissenschaftskritik ja ein konstituierendes Element jeder Wissenschaft, und da haben Frauen den Vorteil, dass sie auf jeden Fall leicht einhaken können, sofern sie sich als Frauen spüren. Anspruchsvoll ist meistens das «Auseinanderbeineln», und die Erfahrung, dass Wissenschaft eben *auch* die Welt der Frauen ist, aber perverserweise auch Wissenschaft ist, weil sie sich von Frauen- resp. der gender-Frage – abgrenzt.

Eine besondere Leistung des Buches «Differenzen und Dissonanzen» ist die systematische Auslegeordnung feministischer Erkenntnistheorien, Wissenschaftskritik und -konstruktion sind übersichtlich dargestellt und in – für mich – neue Zusammenhänge gestellt (z.B. die Postulate zur Frauenerforschung von Maria Mies und Hegels Herr/Knecht-Problematik). Deshalb eignet sich «Differenzen und Dissonanzen» meiner Meinung nach einerseits hervorragend als «Lehrbuch des Feminismus» für Sozial- und Geisteswissenschaften, aber auch als «Upgrading» für altgediente Feminismus-KennerInnen.

Simone Gretler